Ehe wagen – Ein Plädoyer für das Ehesakrament*

Joachim Wanke

Auf einem Kalenderblatt las ich das Wort: »Man kann aus einer Ehe ein Duell oder ein Duett machen.« Weil viele das Duell fürchten, bleiben sie heute lieber beim »Solo«. Gibt es diese Angst vor der Ehe auch unter uns katholischen Christen?

Ehe – ein »Auslauf-Modell«?

»Die jungen Leute heiraten doch heute nicht mehr!« Dieses (zugegeben sehr pauschale) Urteil höre ich manchmal, wenn ich in den Pfarreien nach den jungen Ehen frage. »Sie leben einfach so zusammen!« Es gibt heute in der jungen Generation »neue Selbstverständlichkeiten« des Umgangs miteinander, die früher eher die Ausnahme waren. Das findet sich auch in unseren Gemeinden, auch bei jungen Christen.

Ist heutzutage alles ganz anders als früher?

Dem steht gegenüber, was Befragungen zeigen: Die Familie gilt in Deutschland als populärste Lebensform und keinesfalls als »Auslauf-Modell«. Gerade auch junge Menschen wünschen sich eine Familie. Sie wünschen sich eine Partnerschaft, in der sie sich angenommen und geborgen fühlen. Freilich, die kirchlich geschlossene Ehe steht immer weniger am Beginn einer Lebensgemeinschaft. Man heiratet zudem meist in höherem Alter, nicht zuletzt wegen der längeren Ausbildungswege. Eine Rolle spielt ebenfalls die Tatsache, dass die Verwirklichung eines Kinderwunsches »planbar« geworden ist, besser auf die

* Der *vollständige* Text kann als Broschüre bezogen werden bei: Bischöfliches Ordinariat Erfurt, Postfach 10 06 62, 99006 Erfurt.

persönlichen und beruflichen Ziele des eigenen Lebens abgestimmt werden kann. Die Lebensverhältnisse sind dagegen »flüssiger« geworden, für viele Menschen oft auch unsicherer, weniger berechenbar. Die Vielzahl von scheiternden Ehen schreckt zusätzlich vor einer eigenen, allzu festen Bindung ab. »Wir wollen erst einmal sehen, ob es mit uns klappt!« sagen viele junge Leute. »Wir trauen uns (noch) nicht, uns trauen zu lassen!«

Die Ehe katholischer Christen – ein Glaubenszeichen

Setzen wir gleich bei der Frage ein, die wohl der Kernpunkt aller Anfragen an die Ehe ist: Viele haben Angst vor dieser totalen Bindung. Aber warum eigentlich? Ich gebrauche ein Bild: Wenn eine Bergsteigergruppe einem hohen Gipfel zustrebt, nimmt sie ein Kletterseil mit. Der eine sichert den Anstieg des anderen. Auch hier ist einer mit dem anderen verbunden. Ja, die Klettergemeinschaft ist aneinander gebunden, denn es geht manchmal um Leben und Tod. Ein Seil »bindet« den Einzelnen, ohne Zweifel. Aber es hilft auch, auf sichere Weise Steilwände zu überwinden und Höhe zu gewinnen. Jeder gewinnt mit Hilfe des Seiles Freiheit und Sicherheit, aber er gewährt sie auch dem anderen. Ich möchte einfach einmal die Frage stellen, ob man die Liebe nicht auch in diesem Sinn als Bindung verstehen muss. Sicher: Wer sich durch Liebe emotional an einen anderen Menschen bindet, der gibt etwas von seiner Unabhängigkeit auf: Irgendwie muss ich mich auf den anderen einstellen, ein Gespür für seine Bedürfnisse und seinen Rhythmus entwickeln usw. Aber dafür bekomme ich ein Glück geschenkt, das es sonst auf der Erde nicht gibt: Geborgenheit, Vertrauen in mich selbst, in die anderen Menschen, ja in einen Sinn des Lebens. Ist nicht Ehe in diesem Sinn so etwas wie ein Seil, das Menschen Höhe gewinnen lässt? Es gibt Bindungen, die freisetzen. Wer sie nicht wagt, der wird solche Freiheit nie tatsächlich erfahren. Dann bleibt die mühsame Anstrengung immer nur vorläufiger »Verbindungen« mit vielen Vorbehalten und der Angst vor dem Ausgenutztwerden. Als Bindung, die Freiheit schenkt, verstehe ich übrigens auch meine persönliche Ehelosigkeit als Priester.

Ich kenne Ehen, die diese »Bindung auf Freiheit hin« überzeugend leben. Sie sind die beste Werbung dafür, dass Ehe auch heute noch faszinierend ist: »Wenn es die geschafft haben - warum soll es nicht auch mit uns gut gehen?« Paare, die so miteinander leben, haben eine ganz eigene Ausstrahlung auf ihre Umgebung. Es ist einfach schön, sie zu erleben, und ihre Gelassenheit, Ausgeglichenheit und Kraft zu spüren. »Du kannst dich auf mich verlassen!« »Du wirst mir niemals

gleichgültig sein!« »Ich halte zu dir in guten und in bösen Tagen!« Solche Worte braucht eigentlich jeder, um leben zu können. Aber finden wir den Mut, solche Worte auch selbst zu sagen und sie einzulösen? Wir sehnen uns danach. Doch wir trauen dem Frieden nicht. Irgendwie ist das wohl ein Dilemma unserer Zeit. Vielleicht haben wir weniger als frühere Generationen ein spontanes Lebenswissen darüber zur Verfügung, was für das Gelingen einer Ehe wichtig ist. Wie könnte man die Quellen gelingender Liebe wieder zum Sprudeln bringen – ohne Künstelei und lebensfremde Zwänge? Gibt es ganzheitliche Zugänge dorthin, die uns mit sich tragen und unsere Liebe verwandeln?

Der Tragfähigkeit der Liebe vertrauen – an die Liebe glauben

Unser Glaube ist ein ganzheitlicher Zugang zum Leben. Er weiß nicht nur um menschliche Voraussetzungen für eine gelingende Ehe. Der Glaube verweist uns noch auf eine tiefere Dimension. Es stimmt ja: Jede »Trauung« hat etwas mit »trauen«, mit »Vertrauen« zu tun. Wer dem anderen treue Liebe verspricht, der muss selbst tief vertrauen können. Weil wir aber wissen, dass menschliche Treue und Liebe nur begrenzt tragfähig und verlässlich sind, stellen wir als katholische Christen eine Ehe auf ein Fundament, das unsere menschlichen Möglichkeiten übersteigt: auf die Liebe und Treue Gottes, die unsere eigene zerbrechliche Liebe und Treue begleiten und halten soll.

Die Kinder als lebendige Glieder der Familie tragen auf ihre Weise zur Heiligung der Eltern bei. In Dankbarkeit, Ehrfurcht und Vertrauen müssen sie das erwidern, was die Eltern ihnen Gutes tun, und ihnen, wie es Kindern ziemt, im Unglück und in der Einsamkeit des Alters beistehen. Ein Leben, das nach dem Tod des einen Gatten als Fortführung der bisherigen ehelichen Berufung tapfer bejaht wird, soll von allen geachtet werden. Von einem reichen geistlichen Leben soll die Familie auch anderen Familien in hochherziger Weise mitgeben. Daher soll die christliche Familie – entsteht sie doch aus der Ehe, die das Bild und die Teilhabe an dem Liebesbund Christi und der Kirche ist – die lebendige Gegenwart des Erlösers in der Welt und die wahre Natur der Kirche allen kundmachen, sowohl durch die Liebe der Gatten, in hochherziger Fruchtbarkeit, in Einheit und Treue als auch in der bereitwilligen Zusammenarbeit aller ihrer Glieder.

Konstitution des II. Vatikanischen Konzils »Gaudium et spes« Nr. 48

Die katholische Kirche spricht deshalb von der Ehe als von einem Sakrament, von einem »Glaubenszeichen«. Man könnte auch sagen: als von einem »Vertrauenszeichen«. Damit meine ich: Beim Eheversprechen getaufter, gläubiger Jünger Jesu ist Gott gleichsam der Dritte im Bund. Seine Liebe und Treue gilt nicht nur der Kirche ganz allgemein, sondern sehr konkret dem einzelnen Ehepaar. Wenn ein katholischer Christ seinem zukünftigen Partner, seiner Partnerin sagt: »Ich glaube dir deine Liebe!«, dann glaubt er darin auch der Liebe Christi zu uns. Und wer seine eigene Liebe und Treue verspricht, lässt Jesus Christus dieses Versprechen mitsprechen. Zugegeben, auch solche Ehen können in Krisen geraten, auch scheitern. Aber in solchen sakramentalen Ehen, die »im Herrn« geschlossen und vor allem gelebt werden, gibt es so etwas wie ein zusätzliches hilfreiches Netz, ein tragendes Fundament, einen zusätzlichen, weiteren Horizont, der noch etwas anderes ins Schwingen bringt als ein ziviler Trauschein oder ein bloßes »Zusammenbleiben-Wollen«. Und ich meine, dass es genau an diesem zusätzlichen Horizont liegt, warum es für einen Christen auch heute nicht blauäugig und riskant ist, seinen Partner wirklich zu heiraten und eine Ehe zu wagen: Wer wirkliche Freiheit in seiner Liebe erfahren will, muss seiner eigenen Liebesfähigkeit und der seines Partners vertrauen; gemeinsam wird ein tiefes Vertrauen in einer lebensgeschichtlichen Bindung möglich, wenn beide Partner sich an der Liebe Gottes festhalten, deren Kreativität auch die Echtheit der eigenen Liebe nicht einfach irgendwann »verdunsten« lässt.

Die Ehe – mehr als eine Privatsache

Manche fragen: »Was geht die Kirche überhaupt unser Zusammenleben an?« Und in einem gewissen Sinne stimmt es ja auch: In der Liebe geht es letztlich um etwas ganz Persönliches zwischen zwei Menschen, um ihre gegenseitige Zuneigung, ihr Interesse füreinander, eben ihr Vertrauen ineinander. Aber ich möchte zu bedenken geben, dass trotz dieser Intimität der Liebe die Liebe zwischen zwei Menschen doch immer auch über die beiden Partner hinaus eine Ausstrahlung und Bedeutung hat. Irgendwann stellt jeder seine Partnerin oder seinen Partner seinen Freunden und Bekannten vor. Und er wünscht sich, dass er oder sie doch mit den eigenen Freunden ebenso gut zurechtkommt wie man selbst. Das gilt noch viel mehr für die Familie: für die Eltern, Großeltern und Geschwister. Auch wenn sich die Partner in ihrer Liebe natürlich nicht abhängig vom Urteil der anderen machen, ja machen dürfen: Es ist für uns und für die, die uns kennen,

nicht unwichtig, dass wir als Paar den Kontakt mit den anderen Menschen suchen und gestalten.

Das Zusammenleben von Mann und Frau ist deshalb keine reine Privatsache. Die Liebe hat zwar einen Innenraum, der ganz Gott und dem Gewissen des Einzelnen gehört. Aber sie hat auch eine Außenseite, und diese braucht wie jedes Verhalten, mit dem ich die Freiheit anderer tangiere, eine gewisse Ordnung. Mit Ordnung ist dabei gemeint: Es braucht ausdrückliche Zeichen und erkennbare Symbole, mit denen die Liebenden den Mitmenschen die Bedeutung ihrer Beziehung erklären. Die Anteilnahme der anderen wird dadurch möglich. Und die Liebe kann dadurch so etwas wie eine soziale Kommunikation und Solidarität stiften. Auch die Liebe der Partner zueinander wird durch eine solche »soziale Einbettung« sicherer und gestärkt. Es gibt nichts Traurigeres als die Einsamkeit zu zweit. In manchen Augenblicken des Lebens mag Zweisamkeit zwar wichtig und schön sein. Aber auf Dauer brauchen die Partner Freunde und Verwandte.

> *»Wer mein Jünger sein will,*
> *der verleugne sich selbst,*
> *nehme täglich sein Kreuz auf sich*
> *und folge mir nach.«*
>
> *(Lk 9,23)*

Solche Ordnung reicht bis zu den rechtlichen Konsequenzen, die eine Eheschließung für ein Paar hat und in denen sich die beiden Partner Sicherheit für die gemeinsame Zukunft geben. Eine Ehe von Christen beruht auf mehr als auf dem Einhalten einer solchen rechtlichen Ordnung. Die eigentlich wichtigen Voraussetzungen dafür, dass man zur Liebe fähig wird, sind aber nicht durch »Schnell-Kurse« zu erlernen. Es sind Voraussetzungen, die wir letztlich schon aus unserer eigenen Kindheit mitbringen. Man könnte in diesem Sinne sagen: Letztlich beginnt die Vorbereitung darauf, Liebe und eheliche Partnerschaft leben zu können, schon in der Kindheit und in der Jugend. Denn dort werden die Grundhaltungen erlernt und eingeübt, die für das Gelingen einer Ehe wichtig sind. Aber solche Grundhaltungen kann man immer auch tiefer erfassen und verändern. Dazu möchte ich in den folgenden Gedanken noch etwas sagen.

Ehe als Gemeinschaft der Liebe und Treue

Das Wesentlichste im Blick auf die inneren Bedingungen und Grundhaltungen, durch die Liebe gelingt, scheint mir zu sein: Ein dauerhaftes und enges Zusam-

menleben von Mann und Frau braucht als wichtigstes Fundament eine Liebe, die mehr ist als Gefühl. Wer Liebe mit Gefühl verwechselt, erlebt sehr bald, wie zerbrechlich und vergänglich dieses ist. Es braucht deshalb eine Treue, die auch bei Schwierigkeiten nicht sofort den Mut verliert. In solcher Liebe und Treue, in solch einer wechselseitig gelebten Verlässlichkeit, sind beide Partner Gebende und Nehmende. Es ist deshalb eine tiefe menschliche Erfahrung: Echte Liebe und Treue bedürfen der Prüfung, der Erprobung.

Das ist der Grund, warum traditionell zwischen das Sich-Verlieben und das Sich-Verheiraten das Sich-Verloben gestellt wurde. Solche Formen mögen heute vielleicht nicht mehr als ganz zeitgemäß empfunden werden. Aber für den Rhythmus der Liebe bleibt die alte Erfahrung vielleicht doch auch heute noch alles andere als dumm: Wenn Partner aufeinander warten können, zeigt sich meist sehr schnell, ob eine Liebe echt ist, vor allem belastungsfähig. Ist es zu hart gesagt: Wirkliche Liebe wächst nicht dadurch, dass man einfach zusammenzieht? Das Zusammenziehen ist jedenfalls keine Garantie dafür, dass eine spätere Ehe gelingt. Im Gegenteil: Wer meint, auf dem Weg zu einer verlässlichen Partnerschaft mit dem anderen »experimentieren« oder Ehe »probieren« zu können, degradiert der nicht seinen Geliebten zum neutralen Versuchsobjekt und argwöhnisch untersuchten Gegenüber?

Partnerschaftliches Miteinander

Sodann ist mir der Begriff der Partnerschaft wichtig. Mehr noch als früher verlangt heute eine Ehe die Bereitschaft zu echter Partnerschaft von Mann und Frau. Sich gegenseitig die gleichen Rechte und Pflichten zu gewähren und abzuverlangen, bedarf des festen Willens und der geduldigen Einübung. Das geht nur in der Atmosphäre eines offenen, vertrauensvollen Gesprächs der Eheleute miteinander. Es braucht einen echten Ausgleich der Interessen, auch der Neigungen und Vorlieben. Es bedarf bei allen auch in einer Ehe auftretenden Konflikten der ständigen Bereitschaft zum Vergeben und zum gemeinsamen Neuanfang.

Bereitschaft zur Selbstlosigkeit

Gemeinsames Leben wird durch Egoismus unerträglich. Gegenseitige Anerkennung und Respekt voreinander sind ebenso wichtig wie die Bereitschaft, in Treue verläss-

lich zueinander zu stehen. Mir kommt vor, dass oftmals nicht Konflikte und Spannungen die Probleme in einer Ehe sind, sondern die Unfähigkeit, von einseitigen Vorstellungen von Selbstverwirklichung wegzukommen. In der heutigen Zeit werden die Werte der Selbstentfaltung sehr groß geschrieben. Vielleicht ist deshalb die Erfahrung schwieriger zugänglich, dass ich mit meiner Sehnsucht nach Erfüllung auch dann nicht einfach untergehe, wenn ich mich den mir zunächst fremd erscheinenden Wünschen meines Partners auch einmal unterwerfe. Aber die gegenseitige Anerkennung braucht ein Mindestmaß an Selbstüberwindung, die bereit ist, sich selbst zurückzunehmen, »vornehm« miteinander umzugehen, bei aller Nähe auch Distanz zu wahren und im Umgang miteinander die Würde des anderen, auch seine Freiheit zu achten. Das liegt einfach in der Wirklichkeit der Liebe selbst als dem Raum geteilter Intimität begründet. Wer diesen Raum erleben will, muss sich auf seinen Rhythmus einlassen. Nur so kann ein gemeinsamer Weg menschlich gelingen. Jede wahre Kultur fängt mit dem Verzicht an, auch eheliche Lebenskultur. Das mag heute schwieriger zu leben sein als früher, denn heute ist vieles angelegt auf »Genuss – sofort« (wie eine Zigarettenreklame sagt). Aber besteht Kultur nicht immer auch darin, dass wenige Menschen wichtige Werte für die Vielen hochhalten?

> *»Denn wer sein Leben retten will,*
> *wird es verlieren;*
> *wer aber sein Leben um meinetwillen verliert,*
> *der wird es retten.«*
>
> *(Lk 9,24)*

Miteinander den Gottesglauben teilen

Eine letzte Bemerkung zu diesen inneren Bausteinen gelingender Liebe kommt noch einmal auf die religiöse Dimension zurück: Die Christlichkeit einer Ehe kommt nicht nur vor dem Traualtar zum Ausdruck, sondern mehr noch in der Gestaltung des gemeinsamen Lebens aus dem Glauben an Gott und dem Mitleben mit der Kirche. Das ganze Eheleben, nicht nur die Trauungszeremonie ist Sakrament, »Glaubenszeichen«. Darum braucht es für eine christliche Ehe eine gemeinsam bewusst gewollte Glaubenskultur, die eingeübt und auch praktiziert werden muss. Kreativität der Liebe drückt sich gerade auch in dieser religiösen Tiefe aus und macht das gemeinsame Leben viel reicher. Das geschieht am leich-

testen dort, wo beide Ehepartner im gemeinsamen Glauben an Gott und in der gleichen Kirche beheimatet sind. Wo Eheleute z. B. miteinander, mit den Kindern, mit Freunden gemeinsam beten, geht es um viel mehr als nur um eine Frömmigkeitsübung. Wo in einer Ehe das Kirchenjahr mit seinen Festen und Gottesdiensten gefeiert wird und auch der Sonntag als »Herrentag«, dort können Ehepartner und Kinder in den Glauben hineinwachsen. Dort wird der gemeinsame Lebensweg zum gemeinsamen Glaubensweg. Die Partner geben sich Anteil an dieser Seite ihres Lebens, ihrer Hoffnungen und Kraftquellen. Dort wird eine Ehe und Familie zur Hauskirche, in der Jesus Christus mitten im Alltag zugegen ist.

Mit jedem Kind beginnt die Weltgeschichte neu: »Seid fruchtbar und mehret euch ...«

Zum Schluss dieser Gedanken möchte ich natürlich auch etwas zur Familie sagen - also zum Leben mit Kindern, das als Ausdruck und »Frucht« der Liebe eines Paares einfach nahe liegt. Eines der tiefsten Geheimnisse unserer Welt ist das Entstehen und Heranwachsen eines neuen Menschen. Die Liebe zwischen Frau und Mann, ihre gemeinsam geteilte Intimität nimmt bei der Zeugung eines Kindes teil an einer Schöpfungsmacht, wie es sie sonst auf der Welt nicht gibt. Wer einem Kind in das Leben verhilft, ist in einer Weise »kreativ«, die seine eigene menschliche Kraft radikal übersteigt.

Durch die vielen beruflichen, ökonomischen und sozialen Zwänge haben viele Paare heute nicht mehr die Kraft, ihre Liebe auf eine Familie hin zu erweitern. Nach dem Verständnis des christlichen Glaubens geht dadurch aber ein ganz wesentlicher Teil menschlicher Lebensfülle verloren. Es ist sicher richtig, dass die Größe der Beanspruchung durch ein Kind nicht verschwiegen werden darf. Aber es ist einfach eine urmenschliche Erfahrung, dass es keine größere Kreativität gibt, als die Weitergabe des eigenen Lebens an Kinder.

Für Kinder ist es am besten, wenn sie in einer Familie mit Vater und Mutter und Geschwistern aufwachsen. Gerade, wenn man vom Kind her denkt, braucht das keine lange Begründung. Die Familie schafft für Kinder immer noch die besten Startbedingungen für das Leben. Sie ist und bleibt die effektivste Schule der Mitmenschlichkeit. Unstrittig ist auch, dass Ehepaare sich darüber Rechenschaft geben müssen, wann und wie vielen Kindern sie das Leben schenken wollen. Kontrovers geht es aber bald zu, wenn über konkrete Maßstäbe der Annahme und Fürsorge für Kinder gesprochen wird. Was ist dann zumutbar oder nicht?

Kinder sind ja eben nicht nur ein Glück, sondern auch eine Last. Angesichts der niedrigen Geburtenrate heute kann aber die Bereitschaft von Eltern zu mehreren Kindern auch unter Christen angefragt sein.

Dem Leben trauen und es weiterschenken

Christen bejahen Kinder. Kinder sind keine Bedrohung, sie sind vielmehr bei aller Belastung mehr noch ein Segen, und zwar für uns alle. Das ist auch weithin die Grundeinstellung vieler Eltern. Ich denke darüber hinaus daran, wie manche Eltern unter ungewollter Kinderlosigkeit leiden. Andere nehmen mancherlei belastende medizinische Eingriffe in Kauf, um Kindern Vater und Mutter sein zu können. Ich bin bezüglich der Freude an Kindern in unserer Gesellschaft nicht so pessimistisch, wie es heute manchmal Mode ist. Wir müssen uns nur tatkräftig dafür einsetzen, dass Kinder in unserer Mitte wirklich willkommen sind und so junge Eheleute den Mut finden, Kindern das Leben zu schenken.

Sexualität und Weitergabe des Lebens stehen in einem inneren Zusammenhang. Sie zu trennen, gereicht letztlich dem Menschen zum Schaden. Wir sehen ja konkret, was diese Trennung derzeit der Würde des Menschen an Schaden zufügt. Sexualität kann dann zur Ware werden und so ihre Sinnhaftigkeit und ihren Wert verlieren.

Darum sollten wir uns als Christen das Gespür dafür bewahren, dass die geschlechtliche Hingabe von Mann und Frau in der Ehe grundsätzlich offen sein muss für neues Leben. Es geht mir bei einem solchen Satz jetzt nicht um die Betrachtung einzelner Situationen ehelicher Intimität, sondern um eine Haltung im Blick auf die gesamte Partnerschaft. In einer solchen Haltung erfahren wir, dass wir nicht nur uns selbst gehören, sondern auch Gott, der uns Menschen an seiner Schöpfermacht Anteil gibt. Kinder sind ja niemals nur Kinder ihrer Eltern, sie sind immer auch Geschöpfe Gottes, von ihm gewollte und geliebte Personen mit eigener Würde und eigener Freiheit. Eine solche Perspektive ist gemeint: Wenn Kinder nicht mehr vorbehaltlos angenommen werden, gerät das neue Leben unter den Druck des Machbaren. Dann wird nur das Kind meiner Wünsche angenommen, jedes andere Leben aber, etwa gar das behinderte, abgelehnt. In manchen Stellungnahmen auch hochrangiger Wissenschaftler ist die Vision schon recht nahe, dass Kinder Produkte aus Laboratorien werden und staatliche Gewalt oder Ideologen Zugriff auf deren Produktion oder Selektion erhalten. Hier versteht sich unser christlicher Glaube als Verteidiger des Lebens als einer unverfügbaren Gabe, über die niemand als »Macher« bestimmen darf.

Wenn ich mit Jugendlichen rede, habe ich den Eindruck, dass sie verstehen, was das Evangelium eigentlich meint, wenn es sagt: *»Wer sein Leben zu bewahren sucht, wird es verlieren; wer es dagegen verliert, wird es gewinnen«* (Lk 17,33). Das gilt wahrlich nicht nur für die Begegnung von Mann und Frau in der Ehe oder vor der Ehe. Das gilt für unseren ganzen Lebensstil als Christen. Wo der Wurm des Egoismus, des Eigennutzes an unseren Handlungen nagt, stirbt bald die Freude am Leben ab. Auf Früchte wartet man dann ohnehin vergebens.

Für die christliche Ehe gilt, was auch sonst unsere Erfahrung ist: Man muss erst einmal ein lohnendes Ziel vor Augen haben, ehe man sich auf einen Weg begibt. Ich verschließe nicht meine Augen vor dem, was ich an Versagen und Scheitern von Ehen um mich herum wahrnehme. Als Seelsorger weiß ich: Auch jene, die aus eigener Schuld oder unverschuldet in einer Ehe gescheitert sind, bleiben weiterhin zur Nachfolge Christi gerufen. Sie sind nicht »abgeschrieben«, weder von Gott noch von der Kirche.

In einem ganz tiefen Sinn sind wir alle vor Gott »hoffnungslose Fälle«. Eben darum hat Gott sich unser aller erbarmt. Mein Anliegen ist allein: den Blick auf ein lohnendes Ziel zu lenken. Eine christliche Ehe und Familie gehört zu den großen Zielen, für die sich jede Anstrengung lohnt.